

Ute Gause u. Cordula Lissner Hg., **Kosmos Diakonissenmutterhaus. Geschichte und Gedächtnis einer protestantischen Frauengemeinschaft**, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2005², 293 S., EUR 22,-, ISBN 3-374-02267-7.

Sabine Braunschweig Hg., **Pflege – Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege**, Zürich: Chronos Verlag 2006, 320 S., EUR 28,-, ISBN 978-3-0340-0782-5.

Feierabend – das ist, wenn man nach einem arbeitsreichen Tag die Beine hochlegen, sich entspannen und erholen kann. Nicht so für Diakonissen. Für sie kommt der Feierabend erst, wenn sie sich in weit fortgeschrittenem Alter vom aktiven Arbeitsleben verabschieden. Eine Vorstellung, die auf eine weitgehend versunkene Welt zu verweisen scheint, in der die Gemeindeschwester allgegenwärtig war und sich Frauen mit der unverkennbaren weißen Haube unermüdlich um Kranke und Hilfsbedürftige kümmerten.

Die Lebenserinnerungen solcher Feierabendschwestern aus dem von Theodor und Friederike Fliedner 1836 bei Düsseldorf gegründeten *Diakonissen-Mutterhaus Kaiserswerth* stehen im Zentrum eines 2005 erschienenen Bandes, der Einblick ins Innere dieses „Kosmos Diakonissenmutterhaus“ gewähren sowie dessen Geschichte und Gedächtnis im 20. Jahrhundert erhellen soll. Damit präsentieren die Siegener Theologin und Kirchenhistorikerin Ute Gause und die Historikerin Cordula Lissner Ergebnisse eines breit angelegten Oral-History-Projekts, das mit dem Anspruch der „Rekonstruktion der kollektiven Identität Kaiserswerther Diakonissen im 20. Jahrhundert“ (21) antrat. Im Rahmen dieses Projektes führten Lissner und die Religionspädagogin Birgit Funke zwischen 2001 und 2004 lebensgeschichtliche Interviews mit 40 Kaiserswerther Feierabendschwestern sowie eine Reihe von Gruppengesprächen zu Themen wie Zwangsarbeit oder Arbeitserfahrung im Ausland. Flankierend sammelten sie biographische Daten von 131 Diakonissen und von 108 Schwestern der ehemaligen diakonischen Schwesternschaft von Kaiserswerth (die drei Kaiserswerther Schwesternschaften, nämlich Diakonissen der ursprünglichen und der neuen Form sowie die diakonische Schwesternschaft, schlossen sich 2001 zu einer gemeinsamen Schwesternschaft zusammen). Tonträger, Transkripte und Daten harren nun im *Archiv der Fliedner-Kulturstiftung* einer weiteren Auswertung.

Wie interessant und aufschlussreich das dort gesammelte Material für die Forschung ebenso wie für ein breiteres Publikum sein kann, zeigt eindrücklich der erste Teil des Bandes. Aus der Fülle der Interviews wählten die Herausgeberinnen die Erzählungen von vier Diakonissen und einer Frau aus der diakonischen Schwesternschaft aus, deren Dienstjahre zum Teil in der Weimarer Republik begannen, zum Teil erst in der unmittelbaren Vergangenheit endeten. Erinnert wird hier also eine Zeit, in der das Modell Diakonisse als Lebens- und Berufsoption für unverheiratete protestantische Frauen langsam an Attraktivität verlor. Dass zunehmend weniger junge Frauen für den Diakonissenberuf zu begeistern waren, führte nach dem Zweiten Weltkrieg schließlich

zur Aufgabe zahlreicher Auslandsstationen ebenso wie zu tiefgreifenden Reformen in Kaiserswerth selbst. Diese Institution präsentiert sich heute als diakonische Einrichtung, in der die Schwesternschaft ein völlig gewandeltes Gesicht zeigt und nicht mehr im Zentrum steht. Spuren der Brüche und Konflikte, die diesen Wandel begleiteten, finden sich in den fünf Lebensberichten. Gleichzeitig geben diese auch Zeugnis von der erstaunlichen Anpassungsbereitschaft und Lernfähigkeit der Diakonissen, die manches Mal quasi ohne Vorbereitung ins nahe oder ferne Ausland geschickt wurden, kurzfristig neue Arbeitsgebiete übernahmen und je nach Bedarf innerhalb kurzer Zeit mehrfach ihren Einsatzort wechselten oder aber über mehrere Jahrzehnte ihrer Aufgabe an ein und demselben Ort nachkamen. Langweilig, wie es ein gängiges, im Band zitiertes Vorurteil (281) will, erscheinen diese Lebensläufe jedenfalls nicht.

Der zweite Teil des Buches soll über diese individuellen Erfahrungen hinaus „Kontexte“ erschließen. Sechs ForscherInnen unterschiedlicher Disziplinen machten es sich zur Aufgabe, die abgedruckten Interviews unter Hinzuziehung weiterer Quellen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu analysieren. Ute Gause untersucht den Zusammenhang zwischen institutionell gestützter Glaubenspraxis und individueller Frömmigkeit. Sie stellt fest, dass die Diakonissen ihre Frömmigkeit als genuin Eigenes erinnern, das im Zweifel auch gegen Überformungsversuche der Institution behauptet wurde, wenngleich die vom Mutterhaus vorgegebene gemeinsame Glaubenspraxis auch als Hilfe und Halt in schwierigen Lebenssituationen erlebt wurde. Um das erinnerte Selbstverständnis einer besonderen Gruppe von Schwestern geht es auch Birgit Funke. Sie konzentriert sich auf jene – vergleichsweise wenigen – Diakonissen, die als ausgebildete Erzieherinnen in Kinderheimen und -gärten gewirkt haben. Befragt, warum sie gegen eine eigene Familie und für das Leben als unverheiratete Diakonisse optiert hätten, verwiesen diese Frauen entweder auf die dennoch vorhandene Möglichkeit, mit Kindern zu leben, oder auf eine Berufung, die letztlich außerhalb der eigenen Entscheidung gestanden habe. Für das gegenwärtige beziehungsweise im Rückblick beschriebene Selbstverständnis spielt jedoch, wie Funke herausarbeitet, etwas Anderes eine zentrale Rolle: Die Feierabendschwestern verstehen sich primär über ihre Bedeutung für die von ihnen betreuten Kinder, die weit mehr als der institutionelle Kontext dem Leben Sinn verleiht. Die Kinder, die oft auch als Erwachsene eine enge Beziehung zu ‚ihren‘ Diakonissen aufrechterhalten haben, sind zur ‚Wahlfamilie‘ geworden. Krankenpflege als Kernbereich der Kaiserswerther Arbeit steht wiederum in Margot Siegers Aufsatz im Vordergrund. Sie macht deutlich, welche vielfältigen, über den Beruf der Krankenschwester weit hinausgehenden Herausforderungen die Diakonissen in ihrem Arbeitsleben zu bewältigen hatten. Der Beitrag zeigt, wie wenig Unterstützung sie in der Regel dabei erfuhren, und wie sie dennoch – zumindest retrospektiv – dieses Leben am Rande der Überforderung als Chance interpretieren, durch die sie gelernt hätten und gereift seien. Eine der Herausforderungen, mit denen sich eine Reihe von Krankenschwestern im 20. Jahrhundert konfrontiert sah, war die Euthanasiepolitik des Nationalsozialismus. Uwe Kaminsky macht in seinem Beitrag deutlich, dass die Verantwortlichen in

Kaiserswerth Versuchen nationalsozialistischer Einflussnahme nach anfänglicher Begeisterung reserviert oder ablehnend gegenüberstanden. Dennoch beteiligten sich Mutterhausleitung und Diakonissen meist ohne nennenswerten Widerstand an Zwangssterilisationen und anderen erbbiologischen Maßnahmen, und wie selbstverständlich beschäftigte man Zwangsarbeiter. Kaminskys eigentliches Interesse gilt jedoch der Art und Weise, wie diese Beteiligung an der NS-Politik erinnert wird, und er kann zeigen, dass diese Erfahrungen in den Lebenserzählungen der Diakonissen mehr oder weniger übergangen oder verharmlost wurden.

Einem weniger bekannten Aspekt der Kaiserswerther Arbeit widmet sich Cordula Lissner in ihrem Beitrag. Sie fragt nach den Bedingungen, unter denen die Diakonissen im Ausland (etwa in der Türkei und in Brasilien) eingesetzt wurden, und nach der Bedeutung, die die Diakonissen diesen Erfahrungen rückblickend beimessen. Obwohl oft ohne Vorbereitung und mit keinerlei Sprachkenntnissen ausgesandt, war der ‚Kulturschock‘ für die Diakonissen meist vergleichsweise gering, fanden sie doch überall ähnliche Regeln und Gegebenheiten wie in Kaiserswerth vor. Dennoch erinnern die betroffenen Diakonissen ihre Auslandserfahrungen als zentral für ihre persönliche wie für ihre Berufsbiographie – vermutlich auch deshalb, weil sie im Ausland wesentlich größere Entscheidungsspielräume vorfanden. Die Rückkehr wurde oft als schwierig erlebt. Im letzten Aufsatz untersucht Norbert Friedrich, der Leiter der *Fliedner-Kultur-stiftung*, das Verhältnis der Diakonissen zur Institution Kaiserswerth. Obwohl viele die starren Regeln und die fast absolute Entscheidungsgewalt der Mutterhausleitung als Bürde erlebten, betonen retrospektiv doch alle Diakonissen ihre emotionale Bindung an das Mutterhaus sowie die trotz allem vorhandenen Freiräume und Freiheiten.

Norbert Friedrich verweist damit abschließend noch einmal auf die Spannung, in der und mit der die Diakonissen gelebt haben und die sie als wesentliches Element ihrer Biographie erinnern. Tatsächlich ist es Herausgeberinnen und BeiträgerInnen gelungen, über die weitgehend gut erforschte Geschichte der Institution *Kaiserswerth* hinaus Einblick in die Selbstkonstruktionen und Erinnerungskultur der Diakonissen zu gewähren und damit auch Anhaltspunkte für eine Neuorientierung der gegenwärtigen Schwesternschaft zu bieten. Besonders lesenswert macht das Buch die Einbindung der lebensgeschichtlichen Interviews. Wünschenswert wäre jedoch gewesen, die Aufsätze des zweiten Teils konsequenter auf dieses Material zu beziehen.

Unter dem Titel „Pflege – Räume, Macht und Alltag“ hat Sabine Braunschweig die Ergebnisse des 7. Internationalen Kongresses des schweizerischen Vereins *Geschichte der Pflege* veröffentlicht. Auch hier spielen Innensichten und Selbstkonstruktionen von Pflegenden im 19. und 20. Jahrhundert eine Rolle, bilden aber nicht den alleinigen Fokus. Die insgesamt 24 kurzen Aufsätze, neben der Einleitung und einem Grundsatzbeitrag zum Thema „Geschlecht und Beruf“, spannen einen weiten Bogen: Kranken-, Irren- und Hauspflege, Zivildienstleistende, Röntgenschwester und Intensivpflegende sind die Stichworte, die im ersten Teil aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick genommen werden. Um „Aushandlungsprozesse“ soll es dort gehen, die die Entwick-

lung der verschiedenen Pflegebereiche und -berufe prägten und vorantrieben. Im Anschluss daran stehen „Handlungsspielräume“ im Vordergrund, die sich den Akteuren in der Konfrontation mit dem Sterben, in der Psychiatrie und zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten in der Krankenpflege eröffneten. Im abschließenden Teil geht es um „Pflege in Grenzsituationen“, verstanden als Pflegepraxis im Zeichen von Krieg, Diktatur und Epidemien. So vielfältig wie die Themenbereiche sind auch die präsentierten methodischen Zugänge und die zu Rate gezogenen Quellen, die von Ego-Dokumenten verschiedenster Art über Haus- und Dienstordnungen, Lehr-bücher, Ratgeber, Reisebeschreibungen, Gesetze und Gerichtsprotokolle bis hin zu Zeitschriftenartikeln reichen.

Hier sollen einige Beiträge herausgegriffen werden: Monika Dommann skizziert im ersten Teil des Bandes die Berufsgeschichte der Röntgenschwester im 20. Jahrhundert in engem Zusammenhang mit den entsprechenden technischen Entwicklungen der Radiologie. Sie beschreibt, wie die zunehmende Spezialisierung den Radiologen einen Statusgewinn verschaffte, während sie für die Röntgenschwester einen Verlust an professioneller Autonomie bedeutete und sie – mit der Beherrschung der Gefahr – wieder zu technischen Hilfskräften degradierte. Demgegenüber beschreibt Ursi Barandun Schäfer, wie es den in den 1960er Jahren ‚neuen‘ Intensivpflegern gelang, über das technische Know-how ihres Berufes nicht nur ihr Ansehen unter den Pflegenden zu erhöhen, sondern sich auch schrittweise aus der Abhängigkeit von den Ärzten zu emanzipieren und zunehmend genuin pflegerische Aspekte in die Ausbildung einzubringen. Ein erfolgreicher Aushandlungsprozess, der freilich auch auf unterschiedliche Handlungsspielräume verweist, wie sie erst im zweiten Teil des Bandes thematisiert werden.

Dort beschreibt etwa Karen Nolte, wie Kaiserswerther Diakonissen im 19. Jahrhundert das Sterben der ihnen Anvertrauten zu ihrer Angelegenheit machten, auf Bekehrung und religiöse Bewältigung auch gegen den ausdrücklichen Wunsch der Sterbenden insistierten. Das größere Machtgefälle in der Klinik kam ihren Bemühungen offenbar entgegen, während sie in der häuslichen Pflege so manche „Niederlage“ (173) einstecken mussten. Ein Beispiel aus der niederländischen Psychiatriepflege beleuchtet Cecile aan de Stegge. Anhand eines Geschichtenwettbewerbs vom Dezember 1941 zeigt sie, wie gerade die Pfleger, die schon lange in psychiatrischen Einrichtungen arbeiteten, gegen alle Zumutungen ihres Berufsalltags am Ideal der Bildung, Erziehung und Reintegration ihrer Patienten und Patientinnen festhielten. Dass die prämierten Texte auch als Bekenntnis gegen die nationalsozialistische Euthanasiepolitik zu lesen sind, wird am Rande erwähnt. Von einer solchen Grenzsituation berichtet Gerd Stolz, der die Verwundetenpflege auf dem Schauplatz des deutsch-dänischen Krieges von 1864 beschreibt und damit Ergebnisse eines dänisch-deutsch-österreichischen Projektes präsentiert, die 2009 mit einer eigenständigen Monographie gewürdigt werden sollen. Mangelnde Vorbereitung der Verwundetenpflege seitens des Militärs, geringe Koordination, gar Konkurrenz seitens der zahlreichen zivilen Pfleger unterschiedlichster Provenienz – so lautet das Fazit des eher deskriptiv angelegten Berichtes.

Der Band bietet – das mögen diese wenigen Eindrücke illustrieren – einen gut lesbaren und breit angelegten Einblick in neuere Ergebnisse der Pflegegeschichte. Die Kürze der Aufsätze – die meisten sind kaum länger als zehn, fünfzehn Seiten – erlaubt, in viele verschiedene Forschungsprojekte ‚hineinzuschnuppern‘ und sich damit schnell einen Überblick zu verschaffen. Andererseits können so nur grobe Linien skizziert werden, was manches Mal zu Lasten der Analyse geht. Dennoch, und das ist ein unzweifelhaftes Plus dieses Bandes, macht die Lektüre Lust auf Mehr. Das ist umso verdienstvoller, als sich die meisten Beiträge des Bandes abseits der allzu ausgetretenen Pfade einer Professionalisierungsgeschichte der Krankenpflege bewegen.

Bettina Hitzer, Berlin

Anette Kniephoff-Knebel, **Internationalisierung in der Sozialen Arbeit. Eine verlorene Dimension der weiblich geprägten Berufs- und Ideengeschichte**, Schwalbach a. Ts.: Wochenschau-Verlag 2006, 187 S., EUR 20,40, ISBN 3-89974-284-8.

Transnationaler Wissenstransfer und Internationalisierung haben im Wissenschaftsbetrieb neuerdings wieder Konjunktur. In Phasen verstärkter ökonomischer Globalisierung (bzw. Europäisierung) ist dies auch wenig überraschend. Anette Kniephoff-Knebels Buch, eine für den Druck adaptierte Dissertation des Fachbereichs Sozialwesen der Universität Lüneburg, findet im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert – einer Epoche imperialistischer Internationalisierung – einen plausiblen Einstieg für ihre längsschnittorientierte Untersuchung zur „Internationalisierung in der Sozialen Arbeit“, die bis in die unmittelbare Gegenwart reicht. Mit „Sozialer Arbeit“ verwendet die Autorin einen Fachbegriff, der ausschließlich in Deutschland und seit Anfang der 1970er Jahre im Gebrauch ist und Sozialarbeit *und* Sozialpädagogik meint. Dem Untertitel zufolge geht es dabei um eine „weiblich geprägte Berufs- und Ideengeschichte“.

Hinsichtlich des Aufbaus ihres Buches hat Kniephoff-Knebel eine Zweiteilung vorgenommen, wobei der zentrale „historische Teil“ sich mit den frühen Stadien der „Verberuflichung“ der Sozialen Arbeit, der sehr knapp gehaltene „aktuelle Teil“ mit den Entwicklungen nach 1945 bis in die Gegenwart beschäftigt. Die Autorin verfolgt in chronologischer Darstellung die „Prozesse und Aktivitäten von Internationalisierung“ (21). Dabei arbeitet sie über weite Strecke nicht mit Primärquellen, sondern lehnt sich in ihrer Darstellung an bereits vorhandene Arbeiten zur Frauenbewegung sowie zur Geschichte der Sozialen Arbeit in Deutschland an. Ergebnisse eigenständiger Primärforschung legt die Arbeit im sehr informativen Kapitel zur „Internationalisierung im sozialen Ausbildungswesen als weibliche Professionalisierungsstrategie“ vor (111ff). Hier hat die Autorin auf Quellen aus mehreren Archiven zurückgegriffen.

In den auf die historischen Entwicklungen bezogenen Aussagen fällt die enorme Häufigkeit der Bezugnahme auf Alice Salomon auf. Es ist unbestritten, dass Salomon